

I. 224. (A.a.16.)

Emmy Höllrigl

Denzlingen

Das Kriegsende 1945 im Glottertal

*Sie ist 1932 geboren und erlebt das Kriegsende im **Glottertal**. Sie schildert die Einquartierung einer deutschen Kavallerie-Einheit auf dem Vormarsch nach Osten. Auffallend der „große Hunger“ der Soldaten. An zwei 16- und 17jährigen schlottert die Uniform. Danach werden evakuierte Zivilisten aus bedrohten Städten einquartiert. Außerdem wird der Bauernfamilie ein Pole als Zwangsarbeiter zugewiesen, mit dem man sich gut versteht, bis er befreit wird. Beim Herannahen der Front wird im Weinkeller ein Schutzraum eingerichtet, Vorräte werden versteckt. Tiefflieger („Jabos“) „schossen auf jeden einzelnen Menschen. Man musste sofort in Deckung gehen, am besten auf den Boden fallen lassen.“ Dann kommen Marokkaner mit Panzern. „Wir hatten bisher noch keine schwarzen Menschen zu Gesicht bekommen und waren ziemlich erschrocken.“ Die Marokkaner sind friedlich, erschießen nur zwei Schweine, von denen sie sich ernähren. „Unsere polnischen Mitmenschen bekamen jetzt Oberwasser“. Der zugeteilte Pole kommt jeden Abend betrunken nach Hause und will mit der Axt in das Zimmer der ältesten Tochter eindringen. Die schützt sich mit einem Schrank vor der Tür. Andere erpressen von den Bauern mit vorgehaltenem Karabiner Wein, Wurst und Schinken. Schließlich kommen „bei Nacht und Nebel flüchtende (deutsche) Soldaten und baten um Zivilkleidung“. Die bekamen sie, da die Söhne der Familie in Gefangenschaft oder gefallen waren. Der Vater hatte Angst wegen der abgelegten Waffen und Uniformen, die überall versteckt wurden.*

Im März 1932 wurde ich, als das sechste Kind einer Schwarzwälder Bauernfamilie geboren. Es waren damals nicht die besten Zeiten, Arbeitslosigkeit und Geldmangel belastete die Bürger. Viele Menschen mussten hungern und frieren, manche sogar betteln gehen.

Wer auf einem Bauernhof als Knecht, Magd, Hütemädchen oder Hütejunge unterkam, hatte großes Glück. Zumindest gab es Essen und Kleidung, einen warmen Kachelofen und einen dicken Strohsack.

Wir waren auf unserem Hof eine richtige Großfamilie mit Gesinde incl. unserer Großmutter mit fünf minderjährigen Söhnen, Brüder meines Vaters, der als Ältester nach dem frühen Tod seines Vaters den Hof übernehmen musste. Bei der Übergabe musste mein Vater eine Riesenbelastung auf sich nehmen in Form eines „Leibgedings“ zugunsten seiner Mutter und der noch bei ihr lebenden Söhne.

1935 brannte durch ein Großfeuer (Kurzschluss) unsere Scheune ab bis auf die Grundmauern ab. Das Vieh konnte gerettet werden. Alle Maschinen und Futtermittel wurden ein Raub der Flammen. Die meisten Tiere wurden von benachbarten Bauernhöfen aufgenommen und sogleich mit dem Neuaufbau der Scheune begonnen.

Damals gab es für uns noch kein Radio, nur eine Tageszeitung zur politischen und regionalen Information. Mein Vater hatte sich für die politische Lage sehr interessiert, so sind ihm die Kriegsgerüchte nicht entgangen. Bald kam dann auch der erste Stellungsbefehl für einen seiner Brüder. Später wurde dann einer nach dem andern einberufen. Bald flatterten Feldpostbriefe ins Haus, und meine Oma hat beim Lesen viel geweint. Ab und zu kam einer der Onkels auf Urlaub aus verschiedenen Ländern. Zwei von ihnen waren ständig an der Front im eisigen Russland.

Aber auch hier bei uns in der Heimat wurde es sehr lebendig, denn wir bekamen Einquartierung. Deutsche Truppen waren auf dem Vormarsch Richtung Osten. Unsere schöne neue Scheune bot sich an für eine Einheit der Kavallerie mit Ross und Reiter. Alle einigermaßen bewohnbaren Räume in Haus und Hof wurden beschlagnahmt .so hatten wir auch die Schuh- und Schneiderbude auf dem Hof. Das hatte für uns den Vorteil, dass wir im Tausch gegen Lebensmittel Schuh und Kleidung erhalten konnten.

Die Soldaten hatten großen Hunger, vor allem die beiden 16- und 17-jährigen, denen die Uniform nur so um den Körper schlotterte. Meine ältere Schwester hat töpfeweise Kartoffelsuppe für sie gekocht, dafür wurde sie „Mariechen, die Mutter der Kompanie“ gerufen.

Nach ein paar Wochen zogen die Soldaten ganz plötzlich wieder ab. Fast hat es uns wehgetan, denn der Umtrieb hat uns gefehlt .Aber es dauerte nicht lange, da bekamen wir zivile Einquartierung. Bekannte und Verwandte aus den bombenbedrohten Städten baten um Aufnahme. Mit unserer eigenen Familie und den Evakuierten war das Haus voll gestopft bis unters Dach. Aber auch das hat unser Leben bereichert. Zunächst war da eine Zither mit Besitzerin, welche uns zu unseren Gesängen begleitete. Von den Kindern lernten wir neue Spiele und Gebräuche. Wir mussten die Betten teilen und auch das immer knapper werden Essen.

Ein Jahr vor Kriegsbeginn (1938) wurde ich eingeschult. Es fiel mir sehr schwer, denn ich hatte Angst zu dumm zu sein, weil ich noch nichts gelernt hatte. Das erste Schuljahr verlief noch friedlich, aber bald kamen schon die ersten Meldungen über Fliegerangriffe und somit auch die Luftschutzanordnungen. Wir mussten Übungen machen mit der Gasmaske. Das war ganz beklemmend, weil man glaubte, keine Luft mehr zu bekommen. Dann waren ständig Sammelaktionen angesagt wie z.B .Lumpen, Knochen, Papier, Eisen sowie Heilkräuter aller Art. In den Erntezeiten musste auf der Landwirtschaft geholfen werden, außerdem mussten die äußerst schädlichen Kartoffelkäfer abgesucht werden.

Unser Schulunterricht war derart beschnitten, es gab so gut wie kein Lernmaterial mehr: keine Bücher, keine Hefte, keine Stifte usw .Jeder Zettel, sogar die weißen Seitenstreifen der Tageszeitung, wurde beschrieben. Die Kleidung war auch dementsprechend, es gab Kleider aus Bettbezügen, Teppichmäntel, Stoffschuhe und im Sommer „Holzkläpperle“. Im Winter trugen wir genagelte Holzschuhe und im Haus die

selbst gemachten Strohschuhe. Durch eigene Schafhaltung hatten wir Wolle für Pullover, Strümpfe und Socken. Es wurde gehäkelt, gestrickt und gesponnen, denn wir hatten auch Flachsanbau.

Täglich kamen die so genannten „Hamsterer“ auf den Hof. Unsere gute Mutter konnte niemanden wegschicken ohne eine Gabe. Es blühte der Tauschhandel wie etwa Lebensmittel gegen Kleidung und vieles andere. So kam es dann, dass in der einen oder anderen Bauernstube ein Perserteppich lag. Auf der Landwirtschaft gab es im Kriege viel zu tun, wir hatten hohe Abgaben, jedoch die Unterstützung der Regierung war nicht unbedeutend.

Als Verstärkung wurde uns ein kriegsgefangener Pole zugewiesen, der sich als sehr geschickt erwies. Er hatte Familienanschluss und meine Mutter servierte ihm schon zum Frühstück sein geliebtes „Kapusta“ (Sauerkraut). Er konnte melken, was meine Mutter sehr entlastete. Leider hat er sich mit der deutschen Sprache sehr schwer getan. So war es wohl einfacher, dass wir uns mit der polnischen Sprache befassten. So heißt z.B. der Hut „Kapelusch“.

Eines Tages war meine Mutter beim Melken und hatte ihren Hut vergessen. Da kam soeben die polnische Melkhilfe mit Namen Gracian. Sie rief Gracian: „Gracian, bringe mir den Kapelusch!“ – „Ja ja, gleich, Mutter.“ Aber er kam nicht und plötzlich läutete die Glocke auf unserer Hofkapelle die, die etwa 30 Meter vom Hof entfernt ist. Es führte zu großem Gelächter im ganzen Ort, weil der Gracian den Kapelusch mit Kapelle verwechselt hat.

Inzwischen wurde uns das Kriegsgeschehen immer gegenwärtiger. Immer öfter hörten wir - besonders bei Nacht - das unheimliche Brummen der Bombengeschwader von Westen her. Wir hatten in unserem gewölbten Weinkeller Matratzen auf den Boden gelegt und Woldecken bereitgehalten. Auch Vorräte wurden da vergraben und versteckt für alle Fälle. Gottlob kam es nicht zu einem Luftangriff, nur in der Nähe fielen ein paar Blindgänger, das hat ganz schön geschüttelt.

Bei der Feldarbeit wurde es immer gefährlicher, da kamen die Tiefflieger (Jabos) und schossen auf jeden einzelnen Menschen. Man musste sofort in Deckung gehen, am besten sich auf den Boden fallen lassen.

Langsam bekam der Krieg ein anderes Gesicht. Es gab Niederlagen in Ost und West, die deutschen Truppen, stark reduziert, mussten den Rückzug antreten. Wiederum gab es bei uns Einquartierung in Haus und Scheune. In unsere Bauernstube war der „Stab“ eingezogen. Die Offiziere haben es sich gemütlich gemacht. Sie arrangierten Tanzabende, holten sich Mädchen, Wein und andere Köstlichkeiten vom nahe liegenden Kaiserstuhl, wo sie zuvor stationiert waren. Dies alles hat unseren langweiligen Alltag positiv beeinflusst. Wir haben mit den Soldaten gescherzt, gesungen und gelacht. Für die Liebe war ich noch zu jung (13 Jahre), jedoch ein siebzehnjähriger Funke hat mir ganz gut gefallen.

Sie waren fast allesamt aus dem Rheinland, blond, blauäugig und lustig. In unserer Scheune war ein riesiger Werkzeugwagen untergebracht, da war reger Betrieb von Reparaturen aller Art. Überall standen abgestellte Militärfahrzeuge herum. Dann kam über Nacht der Abzug, der „Stab“ war weg und mit ihm auch das geliebte Radio. Die herumstehenden Fahrzeuge, Käfer, Motorräder usw. wurden mit Vorschlagshämmern zertrümmert. Das hat unheimlich gedröhnt. Den Werkzeugwagen wollten sie an Ort und Stelle, also in der neuen Scheune, sprengen. Mein Vater flehte sie händeringend an, das zu unterlassen. Die heiß begehrten Werkzeuge flogen in der Luft herum, einiges brachte uns noch Nutzen.

Ausgerechnet in dieser schlimmen Zeit bekam ich schwere Bauchschmerzen. Weit und breit war kein Arzt aufzutreiben, sämtliche Krankenhäuser waren geschlossen oder als Lazarett benützt. Endlich konnten meine Eltern einen Wehrmachtsarzt dazu bewegen, mich zu untersuchen. Er diagnostizierte eine starke Blinddarmreizung und befürchtete ein Platzen des Organs, aber es gab keine Operation unter diesen Umständen. Bauchmassagen und aufgelegte Wärmflaschen haben die Krämpfe nach einigen Stunden gelindert und ich habe diesen „Wurmfortsatz“ immer noch.

Es war nur kurze Zeit ruhig in unserm engen Schwarzwaldtal, bis es eines Tages rasselte und dröhnte, alle waren ängstlich gespannt, was jetzt auf uns zukommt. Es waren französische Panzer mit farbiger Besatzung. Wir hatten bisher noch keine schwarzen Menschen zu Gesicht bekommen und waren ziemlich erschrocken. Doch sie fuhren umgehend wieder weg, ohne uns zu schaden.

Einige Tage später kamen drei Marokkaner auf den Hof mit einem Jeep und fuhren schnurstracks zur Schweinekoppel. Da machte es peng peng und zwei der schönsten Schweine waren tot. Schnell wurden die Tiere auf das Fahrzeug gehievt, und ab ging die Post: Die Besatzung muss ja auch was zu essen haben. Als Bereicherung zum Schweinebraten gab es Bachforellen und Wildbret aller Art aus unseren Wäldern.

Einmal als wir bei den Feldarbeiten waren nahe des Waldrandes, hörten wir immer wieder Schießen und Knallerei. Es war uns nicht besonders wohl dabei. Wir mussten mit allem rechnen, und plötzlich wie aus dem Boden geschossen standen zwei „schwarze Männer“ vor uns. Sie sagten immer wieder: „Comme si, comme ca“. Meine Schwester und ich rannten den Berg hinunter, so schnell es nur ging, die Arbeitsgeräte ließen wir einfach liegen.

Unsere polnischen Mitmenschen bekamen jetzt Oberwasser. Jeder war mit einem Karabiner ausgerüstet, und so rotteteten sie sich zusammen. Jetzt sollte der Wodka fließen in Form von Schwarzwälder Kirsch und anderen selbst gebrannten Schnäpsen. Wein, Wurst und Schinken wurden ebenso mit vorgehaltenem Karabiner erpresst. Einmal, als meine Mutter mit den beiden jüngsten Kindern allein zu Hause war, wurde sie überfallen, erpresst und bedroht. Durch ein offenes Fenster konnten sie zu den Nachbarn fliehen. Jede Nacht kam Gracian stockbetrunken nach Hause. Wir zitterten jedes Mal vor Angst, wenn er drohend und

polternd die Treppe hoch kam. Dann schrie er den Namen meiner älteren Schwester, er wollte sie zum Beischlaf haben. Mit einer Axt versuchte er, die Tür einzuschlagen. Wir hatten jedoch einen großen Schrank davor gerückt. Aber auch das ging glimpflich vorbei.

Dann kamen bei Nacht und Nebel flüchtende Soldaten und baten um Zivilkleidung. Meine Großmutter hat sich erbarmt und gab ihnen fast alles von ihren Söhnen, die in Gefangenschaft bzw. gefallen waren. Mein Vater hatte große Probleme mit den abgelegten Uniformen und den Gewehren, denn ein illegaler' Waffenbesitz bedeutete das Todesurteil. Dazu muss man bemerken, dass die Waffen in Haus, Hof, Feld und Wald versteckt waren.

Die Nachkriegszeit haben wir soweit gut überstanden. Wir mussten keinen Hunger leiden, dafür .aber tüchtig arbeiten auf der vielseitigen Landwirtschaft. Wir jungen Leute taten uns zusammen zum Singen und Tanzen. Es gab noch keine öffentlichen Veranstaltungen, dafür aber große Bauernstuben. Der jeweilige Gastgeber spendierte uns einen guten Most, Hefengebäck oder frisches Bauernbrot. Wir hatten wieder Lust auf Leben, denn es hat sich nach und nach alles wieder normalisiert.

Emmy Höllrigl